

«Man muss von einem Skandal sprechen»

Filmemacher zum Munitionsdepot Theo Stichs Dokumentarfilm «Mitholz» erzählt, warum das Oberländer Dorf jahrzehntlang nichts vom Munitionslager im Fels wusste. Und wie dramatisch die Folgen bis heute sind.

Regula Fuchs

Mitholz, ein kleines Dorf im Berner Oberland. Aber natürlich ist hier nicht alles so beschaulich, wie es den Eindruck macht zu Beginn des gleichnamigen Films. Im Fels neben dem Dorf verstaute die Schweizer Armee nach dem Zweiten Weltkrieg Munition – unsachgemäss, wie sich 1947 herausstellte, als der halbe Stollen in die Luft ging und Mitholz zerstörte. Neun Menschen starben.

Der Schweizer Historiker und Filmemacher Theo Stich rekapituliert in «Mitholz» die Ereignisse. Doch dass der Stollen bis heute Unheil birgt, konnte Stich zu Beginn der Filmarbeiten nicht wissen. Noch immer liegt dort tonnenweise Munition; jahrzehntlang ahnte Mitholz nichts davon.

Theo Stich war mit der Kamera dabei, als das VBS 2018 die Bewohnerinnen und Bewohner darüber informierte.



Theo Stich
Der Filmemacher und Historiker begleitet die Ereignisse im Mitholz in seinem gleichnamigen Film.

Herr Stich, wie reagierten die Menschen auf die Mitteilung, dass sie jahrzehntlang neben einem Pulverfass gelebt hatten?

Es war ein Schock. Aber die Bevölkerung und die politischen Behörden waren sich schnell einig, dass das Depot geräumt werden soll. Natürlich gab es abweichende Stimmen, aber die meisten standen hinter der Forderung – vielleicht auch, weil sie sich der ganzen Tragweite noch nicht bewusst waren.

Die Räumung hat zur Folge, dass die Bevölkerung für mindestens zehn Jahre wegziehen muss. Das teilte Bundesrätin Viola Amherd im Februar 2020 dem Dorf mit.

Das war der zweite Schock. Er spaltete Mitholz. Auf der einen Seite sind heute jene, die sagen, man habe die Räumung gefordert



Viola Amherd informierte 2020 die Bewohnerinnen und Bewohner.



Einige Mitholzer sind gegenüber den Plänen der Behörden skeptisch.



Dass das Dorf im Berner Oberland für mindestens zehn Jahre geräumt werden muss, war ein Schock. Fotos: Filmstills

und müsse nun den Preis bezahlen. Die anderen wollen den Wegzug nicht in Kauf nehmen.

In der Diskussion um die Umsiedlung geht fast ein wenig unter, dass der eigentliche Skandal in den Jahren nach 1947 geschah. Das Depot wurde nach der Explosion nur halbwegs geräumt, die Bevölkerung nie darüber informiert. Wie sehen Sie das?

Die historische Aufarbeitung ist

bisher zu kurz gekommen. Ich glaube, man muss wirklich von einem Skandal sprechen. Seinerzeit wurde strafrechtlich niemand zur Verantwortung gezogen, obwohl es klare Hinweise für fahrlässiges Verschulden gab. Dokumente im Bundesarchiv belegen das. Schon vor der Explosionskatastrophe in Mitholz war den Verantwortlichen im Militärdepartement nämlich bewusst gewesen, dass die gemeinsame Lagerung von Geschossen und Sprengstoff

problematisch ist. Man reagierte aber zu zögerlich. Die Katastrophe von Mitholz musste zuerst passieren, damit die Armee Konsequenzen zog.

Dass die Bevölkerung anschliessend über Jahrzehnte im Unwissen gelassen wurde, scheint mir ebenfalls skandalös.

Das ist der zweite Skandal. Erstaunlich ist ja, dass innerhalb der Armee das Bewusstsein über die Problematik zunächst noch

vorhanden war. 1948 hielt der Räumungsbericht fest, dass noch über 3000 Tonnen Munition unter dem Felsen liegen. Aber die Tatsache wurde in der Folgezeit offensichtlich verdrängt. Sonst hätte die Armee in den 1980er-Jahren die Anlage nicht noch ausgebaut und Sanitätssoldaten dort Dienst leisten lassen – direkt neben der verschütteten Munition. 1986 warnte zwar der Betriebsleiter der Anlage vor der Munition. Aber die Munitionsspezialisten hielten sie damals

nicht für gefährlich. Das ist mir bis heute unverständlich.

Die heutigen Behörden scheinen sich ihrer Verantwortung bewusst. Man nimmt für die geplante Evakuierung Geld in die Hand und kümmert sich sogar um Bienenvölker, die umgesiedelt werden müssen. Stimmt dieser Eindruck?

Es ist ihnen auf jeden Fall ein Anliegen, Transparenz zu schaffen. Nur: Mit Blick auf die Geschichte ist eine gewisse Skepsis angebracht, ob die Bevölkerung wirklich alles erfährt, was für sie relevant ist.

Immerhin: Wie das Dorf 2018 informiert wurde, war ja eine fast generalstabsmässig geplante Aktion, das zeigt Ihr Film. Da ist schon eine gewisse Sensibilität vorhanden.

Dem VBS war bewusst, dass es eine Hiobsbotschaft zu verkünden hatte. Man wollte unbedingt verhindern, dass das anderswo zuerst publik wird.

Was sagt Ihr Film über die engere, lokale Geschichte hinweg aus?

Zweierlei. Erstens: Wenn eine Generation ihre Probleme nicht löst, müssen die folgenden Generationen sie ausbaden. Man könnte da auch an den Klimawandel denken. Zweitens: Mitholz ist eine Chiffre dafür, wie Staat und Armee ihre Verantwortung gegenüber der Bevölkerung vernachlässigt haben. Die Staatsräson wurde offensichtlich höher gewichtet als der Bevölkerungsschutz. Dazu kommt: Die Menschen waren nicht nur zu wenig geschützt, sie hatten auch keinerlei Recht zur Mitbestimmung – damals nicht, als ihnen ein Munitionslager vor die Haustür gebaut wurde, und heute auch nur beschränkt. Das ist traumatisch. Es gibt Mitholzerinnen und Mitholzer, die ob der Aussicht, ihr Dorf verlassen zu müssen, völlig gelähmt sind. Da bräuchte es auch psychologische Unterstützung.

Im Kino

Stiller Star

Kirill Petrenko am Lucerne Festival Als Chefdirigent der Berliner Philharmoniker ist er zuoberst angekommen – und ein Rätsel geblieben.

Wer ist Kirill Petrenko? In Musikkreisen hört man als Antwort auf diese Frage vor allem Superlative. Ausserhalb der Klassikszene dagegen erntet man ratlose Blicke: Kirill wer?

Die beiden Reaktionen charakterisieren den 49-jährigen Dirigenten ziemlich präzise. Petrenko ist ein Star, aber er benimmt sich nicht als solcher. Seine Karriere verlief denkbar steil, als Chefdirigent der Berliner Philharmoniker ist er zuoberst im klassischen Olymp angekommen. Aber während sein Vorgänger Simon Rattle höchst öffentlichkeitswirksam auftrat, bleibt Petrenko ausserhalb der Konzerte unsichtbar. Keine Hochglanzcover, keine Informationen zum Privatleben, keine Interviews.

Da wirkte es fast schon subversiv, als er gestern Donnerstag beim Lucerne Festival während des Schlussapplauses eine Seitenbemerkung in Richtung Konzertmeister machte. Es muss etwas Lustiges gewesen sein, beide grinsten. Aber was es war: Das wird ausser seinen Musikern niemand erfahren.

Wer Petrenko reden hören will, wird auf Youtube fündig. Dort gibt es einige wenige Gespräche mit ihm, die er allerdings nicht mit Journalisten geführt hat, sondern mit Musikern. Deren Fragen beantwortet er in perfektem Deutsch, schliesslich ist er mit seiner Familie einst vom westsibirischen Omsk nach Feldkirch ausgewandert; mittlerweile ist er österreichischer Staatsbürger.

Aber so freundlich und engagiert er wirkt in diesen Gesprächen, man erfährt nicht viel darin. Petrenko redet weit unauffälliger und floskelhafter, als er dirigiert. Einzig sein Hinweis auf Aristoteles' «Nikomachische Ethik» lässt aufforchen: Da werde die Mitte als grösste Tugend dargestellt, sagt er, und auch er suche diese Mitte in seinen Interpretationen.

Man hörte es im Luzerner KKL. Webers «Oberon»-Ouvertüre und Schuberts grosse C-Dur-Sinfonie standen auf dem Programm (heute Abend folgen Werke von Prokofjew und Suk). Und selbst wenn Petrenko die Extreme suchte – er tat es perfekt ausbalanciert, ohne je die Kontrolle über das Geschehen zu verlieren. Zwar reduzierte er seine Bewegungen zwischen-

drin auf ein betont nonchalantes Wippen; aber selbst so konnte er jede Nuance steuern.

«Wie ein Kung-Fu-Meister»

Kein Zweifel, Petrenko und die Berliner haben sich gefunden. Selbstverständlich ist das nicht, die Wahl für Rattles Nachfolge war turbulent verlaufen. Als Favoriten hatten Christian Thielemann und Andris Nelsons gegolten, die aber beide keine Mehrheiten fanden. So einigte man sich auf Petrenko, obwohl dieser bis dahin vor allem in der Oper aktiv gewesen war, zuletzt als Generalmusikdirektor der Bayerischen Staatsoper München.

Aber klar, er kann auch Sinfonieorchester, das hat er in den zwei Jahren seit seinem Amts-

antritt eindrücklich vorgeführt. Petrenko ist auf Kurs mit den Berlinern, mit klaren Klangvorstellungen, manchmal eigenwilligen Programmen und jubelndem Publikum. Er mag zwar nicht reden, aber die Erwartungen erfüllt er: So hat er kürzlich beim traditionellen Open Air auf der Berliner Waldbühne die «Berliner Luft» dirigiert, ganz wie es sich gehört.

Die Musikerinnen und Musiker schwärmen derweil unisono von den zielgerichteten Proben und davon, dass Petrenko in den Konzerten regelrecht «explodiere». Der Oboist Albrecht Mayer etwa sprach von einer «un glaublichen Energie», die er ausstrahle: «Wie ein Kung-Fu-Meister.»

Man spürt diese Energie in Luzern. Sie scheint allerdings

weniger mit dem Live-Kick zu tun zu haben als mit dem absoluten kollektiven Willen, das Maximum zu bieten. Das tut man denn auch; jeder Klang ist gewollt, jede Steigerung perfekt getimt. Und am beeindruckendsten ist die Transparenz: Was man da alles hört an Details, an Farben, an Bezügen!

Perfekter kann man diese Werke nicht spielen – und trotzdem fehlt etwas, vor allem beim überaus straff interpretierten Schubert. Die Melancholie vielleicht. Die Reibung. Das Ungeplante. Auch wenn Kirill Petrenko jeden Superlativ verdient, den man ihm zuschreibt: Was ihn wirklich bewegt, hat man auch an diesem Abend nicht herausgefunden.

Susanne Kübler